

Ein Fall für zwei

Die Berliner Republik ist eine Mediendemokratie geworden. Das Verhältnis zwischen Presse und Macht ist voller Nähe und Angst zugleich. Eine junge Bundestagsabgeordnete schreibt in *Cicero* eine offene Abrechnung

VON JULIA KLÖCKNER

Journalisten sind eitel, anmaßend, hinterlistig, opportunistisch, selbstverliebt, mitunter unerträglich. Nicht alle. Natürlich. Das Ansehen der Berufsgruppe aber ist miserabel, jedenfalls ziemlich weit unten. Irrendwo zwischen Gebrauchtwagenhändler, Hedgefondsmanager – und Politiker. Womit wir bei ersten Gemeinsamkeiten sind. Politik und Journalismus im Berliner Biotop sind auf seltsame Weise einander verfallen. Jeder kennt jeden, jeder braucht jeden – und einige brauchen sich eben mehr. Die treffen sich dann zu Kamingesprächen. Mitunter werden daraus passable Zweckbeziehungen. Nicht unbedingt fürs Leben, aber doch für die Legislatur. Im Habitus sind der gestresste Hauptstadtjournalist und der gehetzte Bundestagsabgeordnete oft kaum zu unterscheiden: Termine, Anrufe, Absprachen, Hintergrundgespräche, Empfänge – das ganz normale Grundrauschen einer „nervösen Zone“. Nichts löst so starke Panikattacken aus wie dessen plötzliches Verstummen. Nicht mehr mittendrin, sondern nur noch dabei. Ein Albtraum. Für Journalisten und Politiker. Der gemeinsame Beschleunigungstrip von Politikern und Journalisten sieht keine Ruhezeiten vor. Im digitalen Zeitalter geht es um Präsenz und Deutungsmacht. Der eine will gesendet und gedruckt, der andere gehört und wahrgenommen werden.

Ich sehe davon ab, einzelne Medienvertreter herauszugreifen. Man kann es Feigheit nennen oder aber Weisheit. Würde ich mich auf eine konkrete Person hier einlassen, würde ich sehr genau überlegen, was ich schreibe, vor allem aber, was ich nicht schreibe. Ich würde strategisch denken, vielleicht ein wenig wohlwollend texten, bisweilen eine idealistische Note unterbringen und hier und da womöglich sogar ein wenig sadistisch formulieren. Womöglich trifft man sich ja noch mal in diesem winzigen Hauptstadtbiotop zwischen politisch-journalistischen Häppchen. Als gelernte Journalistin kann ich mir bestens vorstellen, wie täglich Tausende von Berlin-Journalisten vor ihrem Bildschirm sitzen und sich exakt die gleichen Gedanken machen: Wie scharf formuliere ich meine Kritik? Wen brauche ich in Zukunft vielleicht noch? Welche politische Position vertrete ich selbst, falls ich überhaupt eine habe, die länger als eine Woche hält? Werde ich ausgeschlossen aus den kleinen Zirkeln der

Macht, wenn ich alles schreibe, was ich weiß? Wen kann ich mit einer Andeutung provozieren, mir beim nächsten Mal etwas Vertrauliches zu erzählen? Kurz: Jedes Wort wird auf seinen Nutzen hin überprüft – und seine Wirkung.

Hauptstadtjournalisten berichten nicht, was tatsächlich passiert. Manchmal schon, weil es zum Tagesgeschäft gehört. Dennoch: Wichtig ist der Bericht, der zu mehr Status, zu mehr Zugängen, mehr Aufmerksamkeit, schnellerer Karriere führt. Die meisten Beiträge sind ein Sammelsurium von Nutzenerwägungen, ganz egal, ob in großen oder kleinen, wichtigen oder unwichtigen Medien. Das ist nicht bössartig, sondern menschlich. Nach genau den gleichen Kriterien reden allerdings auch Politiker mit Journalisten. Welcher Reporter nutzt mir? Welches Medium muss man bevorzugt bedienen? Wen kann man freundlich, aber zügig floskelnd abfertigen? Hat mich dieser schneidige junge Herr nicht unlängst erst medial vermöbelt? Volks- und Medienvertreter spielen ein gemeinsames Spiel mit dem Namen: Such den Vorteil. Kommt dabei gelegentlich ein guter, sauberer, sachlich korrekter Artikel zustande, handelt es sich nicht selten um Zufall.

Immer wieder wird bemängelt, dass das Verhältnis zwischen Politik und Medien in Berlin so vergiftet sei im Vergleich zu den kuscheligen Tagen in Bonn. Stimmt. Denn das Misstrauen von uns Volksvertretern ist immens, es ist gewachsen. Wir wägen ab: Vertrauen wir einem Journalisten, weil wir ein Thema wichtig finden und riskieren damit, dass wir massiv beschossen werden? Oder sagen wir uns pragmatisch: Angesichts der Skandalisierungslust schließen wir die Schotten lieber. Emotional neige ich zur ersten Variante, rational dagegen radikal zur zweiten.

Ich mache den Journalisten keinen Vorwurf, im Gegenteil. Ich verstehe ihre Motive. Es sind nur nicht die meinen. Hilfreich ist es, zu überlegen, wessen Anerkennung die Medienvertreter am Ende wollen. Natürlich immer die des Chefredakteurs. Der entscheidet über Gehaltserhöhung und Aufstieg. Und was will der Chefredakteur? Im Zweifel Krawall. Mit netten, informativen Beiträgen macht man keine Medienkarriere. Sondern mit der Anklage, mit Kritik, mit Enthüllung. Oder zumindest Geschichten, die nach „investigativem Journalismus“ aussehen. Hinzu kommt der Druck, den eine wachsende Zahl nicht im-

mer sachkundiger Info-Schnipsel-Sammler untereinander erzeugt, die seit der Digitalisierung der Medien 24 Stunden am Tag gegeneinander mit immer eiligeren Zuspitzungen antreten.

Der Stereotypensprecher, der uns vielfach zu Recht vorgeworfen wird, ist nichts anderes als eine Schutzhaltung gegenüber leichtthändig fabulierenden Medienvertretern. Wenn jedes Nasekratzen bereits interpretiert wird, werden wir uns hüten, mit Ideen oder Plänen an die Öffentlichkeit zu gehen, bevor sie nicht von allen Seiten abgesegnet sind. Doch die Diskussion unterschiedlicher Meinungen ist nicht so „sexy“ wie die Schlagzeile „Streit“. Ich fände es eher erschreckend, wenn wir in der Fraktionssitzung von Anfang an immer einer Meinung wären. Über 200 Menschen in der CDU/CSU-Fraktion aus ganz Deutschland sollen alle unabhängig voneinander das Gleiche denken? Unmöglich. Prä-reflexionale Gleichschaltung geht auch bei größter Partei- und Fraktionsraison nicht. Entscheidungen sind ja nicht nächtliche Eingebungen – zumindest nicht immer und überall. Ja, es wäre wünschenswert, wenn komplexe Reformvorschläge öffentlich und ausgiebig diskutiert würden. Doch Diskussion scheint sich medial wie Kaugummi zu ziehen. Da bringt das Wort „Zoff“ oder „Streit“ unter Fraktionskollegen schon einen ganz anderen Schwung für den Lesefluss ... Deshalb wollen führende Politiker ungerne ergebnisoffen debattieren lassen: Jede Idee würde binnen Stunden zerrupft. Und je komplexer das Thema, desto banaler die Debatte: Journalisten, die wegen wachsender Aufgabenlast immer weniger Zeit haben, sind geradezu gezwungen, sich auf ein paar Schlagworte zu stürzen oder einfach nur das abzuschreiben, was die Leitmedien vorgeben. Mehr Medien bedeuten nicht automatisch mehr Pluralität, sondern oft das Gegenteil: die Suche nach der Mitte und dem Alles – aber an der schnellen Oberfläche. Die Politik aber zieht sich, aus Selbstschutzreflexen, zurück in die Grauzonen, die sicher sind vor öffentlicher Beobachtung.

PARADOX, ABER WAHR: Medien erzeugen erst die Hinterzimmerpolitik, die sie kritisieren. Natürlich werden wir alles daransetzen, wichtige Gesetzesvorhaben so lange wie nur möglich in geschlossenen Zirkeln zu lassen und die Fraktionen auf eine Linie zu bringen. Am Ende erzwingt die Medienmeute durch ihre Lust am Krawall vor allem Zusammenhalten im Parlament – um der Ruhe willen. Denn das Schlimmste, was in der Zeitung stehen kann, ist: Streit. Streit in der Partei, in der Fraktion, in der Regierung. Obgleich der Streit zwischen Positionen ein konstituierendes Merkmal eines funktionierenden Gemeinwesens ist, wird er in den Medien kritisiert und skandalisiert, was übrigens auch der Harmoniesucht des Publikums geschuldet sein mag. Ruhe aber ist das Ende einer öffentlichen Aussprache. Ist das eine lebendige Demokratie? Eher nicht. Es wäre allerdings unfair, alle Hauptstadtjournalisten in einen Topf zu werfen. Es gibt gewaltige Unterschiede, die sich sogar unerfahrenen Volksvertretern rasch erschließen. Drei Typen fallen selbst Anfängern rasch auf.

TYP 1: DER QUÄLER.

Ist meist ein jüngerer Vertreter, der große Ambitionen hat. Er will eines Tages zum *Spiegel* oder zum ZDF. Deswegen ist jede seiner Geschichten als Enthüllung angelegt. Er will nicht verstehen, nicht erklären, sondern entlarven. Er versteht es, aus jedem Bonbonpapier neben dem Mülleimer eine Geschichte von Watergate-Dimension zu drechseln. Weder Argumente noch Fakten bringen ihn davon ab. Sein Weltbild ist simpel: Alle Politiker sind Gangster. So legitimiert er auch sein Treiben. Der Quäler steht schon deswegen immer auf der richtigen Seite, weil der Politiker natürlich immer auf der falschen steht. Lob gilt ihm als Schwäche, Analyse als Ausweichmanöver. Manchmal gelangen solche Medienvertreter tatsächlich zum Fernsehen. In ihrer eigenen Talkshow, die sie für sehr gutes Geld mit der eigenen Firma produzieren, stellen sie dann fortwährend enthüllende Fragen, zum Beispiel, ob nicht Abgeordnete viel zu viel verdienen. Sie selbst kassieren zwar ein Vielfaches – nicht selten öffentliches Gehalt. Aber das ist auch okay. Sie sind ja die Guten. Politiker fürchten solche Journalisten; weniger weil sie lästig sind, sondern weil das Ergebnis des Beitrags von vornherein feststeht: eine Niederlage. Verweigert man sich allerdings solchen zeitraubenden und zugleich ergebnislosen Gesprächen, nährt man den Verdacht, man habe etwas zu verbergen. Ist man nett, will man vertuschen. Ist man sachlich knapp, will man mit der Wahrheit nicht herausrücken. So ähnlich muss es im Mittelalter bei der Inquisition gewesen sein: Es gibt keinen Ausweg. Und am Ende hat man als Politiker auch noch ein schlechtes Gewissen, oftmals grundlos. Der Quäler könnte wertvolle Beiträge zur demokratischen Kontrolle leisten. Aber das ist nicht sein Ziel. Er will nach oben. Und die journalistische Binnenlogik bestätigt ihn auch noch. Denn von 100 anklagenden Geschichten landet er mit einer einzigen vielleicht doch mal einen Treffer. Die Chefredaktion freut sich, die Kollegen sind voller Bewunderung oder besser noch: voll des Neids. Wer lange genug mit Schrot in den Wald schießt, erwischt halt auch mal einen Hasen.

TYP 2: DER SCHLEIMER.

Kaum weniger anstrengend als der Quäler. Denn der Schleimer ist kaum auszurechnen. Beim Quäler weiß man, dass man verliert, beim Schleimer hat man immer wieder Hoffnung, dass der Beitrag halbwegs fair und inhaltlich womöglich auch noch korrekt gerät. Den Schleimer treiben unterschiedliche Motive. Der schlichte Schleimer will einfach nur dazugehören zu den Entscheidern. Er nickt fortwährend, stellt Fragen, die mit „Finden Sie nicht auch...“ beginnen und berichtet bereitwillig alles, was er von seinen anderen Informanten erfahren hat. Der trickreiche Schleimer dagegen baut ein perfides kleines Netz aus Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten auf, für das er eines Tages allerdings den Preis verlangt. Es beginnt mit der Gratulation zum Geburtstag, der SMS, wie brillant der Auftritt gestern Abend im Fernsehen gewesen sei oder der Zusendung eines, natürlich seines, Buches, mit einer zu Herzen gehenden Widmung. Manchmal warnt er auch vor intriganten Umtrieben, von denen er gehört haben will. Er sieht sich bald als Freund und Vertrauter. Eines Tages jedoch ändert sich der Ton. Denn der trickreiche Schleimer ist unter Druck und in Eile. Er braucht unbedingt einen Sprecher für das Zitat, das er sich ausgedacht hat. „Könnten Sie nicht fordern, dass der Pfleger von Knut heilig gesprochen wird“ – mit solchen oder noch absurderen Anfragen schlägt man sich dann herum. Der Parlamentarier kann sich schon in etwa denken, was passiert ist. In seiner Redaktion hat der trickreiche Schleimer eine dolle Story angekündigt, die von der Realität offenbar nicht ganz gedeckt gewesen war. Nun herrscht Hektik. Der Journalist will seine Geschichte retten. Und braucht einen Politiker, der seine krause These stützt. Beim Politiker rattert das Gedächtnis. Wie wichtig ist dieser Mensch? Kann man das gewünschte Zitat auf eine erträgliche Dosis herunterhandeln? Was geschieht, wenn man sich verweigert? Der trickreiche Schleimer würde nie damit drohen, dass mangelnde Kooperation womöglich Konsequenzen hätte. Er ist schlau genug zu wissen, dass der Politiker dies ohnehin längst kapiert hat. Als Politiker muss man sich entscheiden, ob man solche Spiele mitspielt. Kurzfristiger Nutzen steht langfristigen Kollateralschäden gegenüber. Will ich eines Tages als die Abgeordnete gelten, die jeder Volontär anrufen kann, weil man noch den verrücktesten Stuss fürs Sommerloch liefert, dass Mallorca das 17. Bundesland oder die Geld-Münzen aus Gewichtsgründen abgeschafft werden müssten? Keine schöne Perspektive.

UND DANN IST DA NOCH TYP 3: DER KOMPETENTE.

Ein Journalist, der erstens sein Handwerk versteht, zweitens fair und drittens womöglich sogar noch angenehm im Umgang ist. Der Kompetente ist meist unaufdringlich, souverän und uneitel. Je atemloser die unentwegte Hatz nach Neuigkeiten tobt, desto wichtiger werden die Leitartikel, oft auch Beiträge im Feuilleton der großen Zeitungen oder die Kommentare in den Radio- und Fernsehbeiträgen. Da wird eingeordnet, draufgeguckt, manchmal missinterpretiert, aber fast immer Lehrreiches produziert. Es gibt sie tatsächlich, die wichtigen Geschichten, die sogar uns Politikern noch neue Gedanken, Reflexionen und Einsichten bringen, manchmal auch von einer Seite, von der wir es gar nicht erwarten. Erkenntnisgewinn ist tatsächlich möglich, sogar durch Journalisten. Mag unser Verhältnis bisweilen auch gespannt sein, zerrüttet ist es nicht.

JULIA KLÖCKNER

ist Mitglied des Deutschen Bundestages in der CDU-Fraktion und gelernte Journalistin. Dieser Text ist ein Vorabdruck aus dem Buch „Schmierfinken: Politiker über Journalisten“, das im Juni bei Heyne erscheint